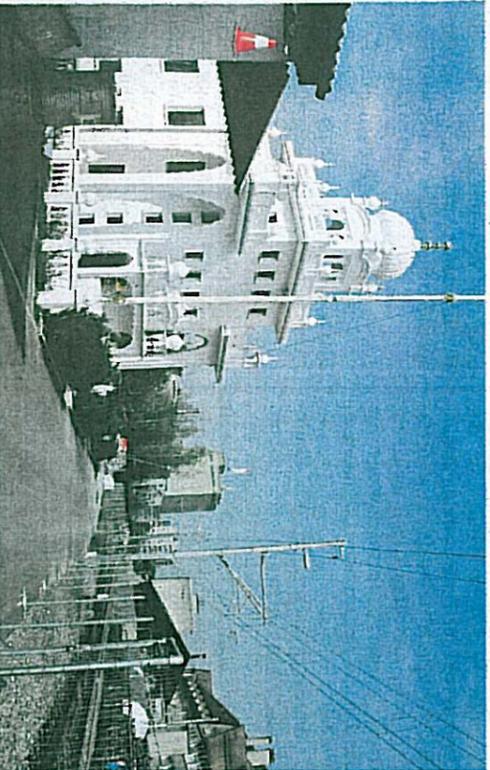


Moschee der Islamischen Kulturstiftung in Genf, 1978 eröffnet.



Thai-buddhistisches Kloster in Gretzenbach (Kanton Solothurn), 2003.



Gurdwara (Tempel) der Sikh-Stiftung in Langenthal, 2006.



Griechisch-orthodoxes Zentrum in Chambsy bei Genf, 1975 eingeweiht.

# Streit um Symbole im öffentlichen Raum

## Bauten «fremder» Religionsgemeinschaften in der Schweiz

Nicht erst seit dem Minarett in Wangen geben Sakralbauten neu auftretender Religionen zu reden. Eine kritische Auseinandersetzung ist normal, doch die Intensität variiert stark.

*Martin Baumann,  
Andreas Tunger-Zanetti*

Es war Brandstiftung, die in der Silvesternacht 1922 das erste Goetheanum in Dornach in Flammen aufgehen liess. Vorausgegangen waren Jahre scharfer Polemik gegen die «Theosophie», wie man die Anthroposophie damals nannte. So wettete der katholische Pfarrer von Arlesheim: «So wenig der orientalisches Kuppelbau in unsere Gegend passt, so wenig passt die theosophische Geheimlehre zum schweizerischen Denken und Fühlen.» Und weiter: «Was uns in Arlesheim und Dornach begegnet, sind meistens Ausländer. (...) Wir betrachten die Theosophie als einen Eindringling und ein Unglück für weite Volkskreise. Daher raus mit ihr.» Brandstöße der einen wie der anderen Art erreichten ihr Ziel nicht. In Dornach entstand ein zweites Goetheanum, aus Beton, und die «Geheimlehre» ist ins bildungsbürgerliche Inventar vieler Mittelstandsbürger avanciert.

### Keine wertfreie Sphäre

Gegenwind, obgleich weniger stürmisch, mussten 1952/53 auch die Mormonen erfahren, als sie nahe Zollikofen ihren ersten Tempel in Europa bauen wollten. Skeptiker sahen die «Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage», wie sie sich nennt, als «Sekte» an. Eine Einsprache gegen das Bauprojekt – erfolglos wie die übrigen – kam aus der reformierten Landeskirche. Heute ist das Verhältnis der beiden Gemeinschaften völlig entspannt.

Das Sichtbarwerden neuer oder hinzutretender Religionen durch repräsentative Bauten führt oft zu Kontroversen, bei weitem nicht nur in der Schweiz. Was macht Teile der Bevölkerung für diese Projekte so sensibel? Der öffentliche Raum ist nicht neutral und wertfrei, sondern von bestehenden Ansprüchen durchsetzt. Nur zum Teil wider-

spiegeln Bau-, Lärm- und andere Ordnungen diese Ansprüche, vieles bleibt implizit. Die länger ansässigen Bevölkerungsgruppen haben unter sich längst ausgemacht – und sei es durch Gewohnheit –, wer den öffentlichen Raum wie nutzen und gestalten darf. Mancher meint, so wie heute sei es «schon immer gewesen».

Doch so war es nicht, nicht einmal zwischen Konfessionen derselben Religion. Die ersten repräsentativen katholischen Kirchen in Zürich, Winterthur oder Lausanne gaben zu reden. Umgekehrt musste in Luzern 1935 der Turm der reformierten Lukaskirche niedriger gebaut werden als geplant, um katholischen Sensibilitäten Rechnung zu tragen.

Beanspruchen neue Akteure Teilhabemöglichkeiten im öffentlichen Raum, die ihnen erst bewusst, dass Bestehendes zur Neuerhandlung ansteht. Als störend empfunden wird mitunter weniger der Bau selber als vielmehr das Herausstreten der neuen Akteure aus der Unsichtbarkeit. Es ist daher normal, dass sich die Öffentlichkeit mit markanten Neubauprojekten, auch säkularer Art, auseinandersetzt, und sei es nur im Baubewilligungsverfahren. Lage, Volumen und Bausstil werden als passend oder unpassend taxiert, angefochten, verteidigt, planerisch verändert und erhalten ebenso Symbolwert wie Gebäudenamen oder Symbole in Zeichenform wie Kreuz oder Sichelmond. Symbole freilich sind alles andere als feste Grössen. Outsider interpretieren sie oft anders als Insider oder verstehen sie überhaupt nicht. Die griechisch-orthodoxe Kirche Agios Dimitrios an der Kornhausstrasse in Zürich etwa findet bei Architekturreisern und unbeteiligten Zeitgenossen oft Gefallen, der Pfarrer wertet sie als misslingen, weil «nicht liturgisch».

### Bisher zwei Dutzend Bauten

Wie aber verlaufen konkrete Auseinandersetzungen in jüngerer Zeit? Warum konnte ein Gurdwara der Sikhs im westindischen Stil in Langenthal 2006 problemlos gebaut werden, während die geplante symbolische Minarett der albanischen Gemeinschaft in derselben Stadt national in die Schlagzeilen kam? Im Projekt «Kuppel – Tempel – Minarett» dokumentiert das Zentrum Religionsforschung der Universität Luzern

seit zwei Jahren jene Sakralbauten, die nach 1945 infolge Migration entstanden sind, die einer religiösen Tradition zuzuordnen sind und deren Äusseres im Schweizer Kontext mutmasslich ungewöhnlich ist.\* Insgesamt sind bis heute lediglich 24 Bauten zu verzeichnen. Dabei fallen einige Punkte auf:

Entstanden zunächst maximal 3 Bauten je Dekade, so nahm die Zahl im letzten Jahrzehnt mit 11 Gebäuden deutlich zu. Grund sind die Zuwanderungen seit den 1980er Jahren, die sich zeitversetzt architektonisch in neuen Sakralbauten zeigen. 7 dieser 11 jüngeren Gebäude gehören orthodoxen Gemeinschaften. 5 der 11 Gemeinschaften nutzen bestehende sakrale (3 orthodoxe Kirchen) oder säkulare Gebäude um (Synagoge in Lugano, Moschee in Wangen bei Olten). Minarett gibt es bisher nur in Zürich, Genf, Wangen und – 3,8 Meter hoch – in Winterthur. Auch in den kommenden Jahrzehnten werden etliche neue Sakralgebäude als Neubau oder Umnutzung entstehen; danach ist wieder mit kleineren Zahlen zu rechnen.

### Wenig öffentliche Opposition

Geografisch sammelt sich allein in den Stadträumen Zürich und Genf je ein halbes Dutzend der 24 Bauten. Gerade in den letzten Jahren aber sind Neubauten oder Bauprojekte vermehrt auch in Dörfern und Kleinstädten des Mittellandes zu registrieren, wohl nicht zuletzt wegen der Bodenpreise. Diese Neubauten stehen oft am Rand von Wohnquartieren (Mittchenstein, Thengen) oder in der Industrie- und Gewerbezone (Gretzenbach, Langenthal Belp, in Wangen der Umbau). Daneben gibt es noch Sakralbauten in ländlicher Abgeschiedenheit (zum Beispiel das Tibet-Institut Rikon).

Zwischen der ersten konkreten Planung und der Einweihung vergangen meist etliche Jahre, beim Tibet-Kloster in Rikon oder der Genfer Moschee waren es hingegen nur drei. Umbauten erfolgen ohne Opposition aus der Öffentlichkeit, mit Ausnahme des politisierten Spezialfalls Wangen und das noch nicht realisierten Projekts in Langenthal. Im Fall der drei orthodoxen Kirchen kamen die einschneidendsten Auflagen jeweils von der Denkmalpflege. Vorbeugend sensibel reagierte die Nachbarschaft lediglich in Sachen

Glockengeläut. Diese Fälle liessen sich einvernehmlich regeln.

Etlliche Projekte wurden mit Unterstützung einflussreicher lokaler oder ausländischer Persönlichkeiten aus Politik oder Geschäftswelt realisiert. Dies kann eine grosse Hilfe sein, wenn es darum geht, bauplanerische Auflagen zu erfüllen, etwa Landkauf für zusätzliche Parkplätze, oder die skeptische Nachbarschaft zu gewinnen.

### Konflikte nicht gottgegeben

Architektonisch orientieren sich die Neubauten meist an «klassischen» Vorbildern aus der Herkunftskultur: Orthodoxe Kirchen haben mehrere Kuppeln oder einen russischen Zwiebelturm, Moscheen eine Kuppel und ein Minarett, zum thailändischen Kloster gehört eine reich verzierte Gebetshalle. Zugleich entstanden auch Gebäude, die traditionelle mit modernen Formen verbinden, sei es bewusst gewählt wie in Rikon oder aufgrund behördlichen Drucks wie bei Agios Dimitrios.

Ob bei einem Bauvorhaben die regelkonforme Ausehandlung zum Konflikt eskaliert, hängt von einem Bündel von Faktoren ab: Der Charakter der Standortgemeinde und die soziale Struktur der Nachbarschaft spielen ebenso eine Rolle wie die bauwillige Religionsgemeinschaft, ihr Kommunikationsverhalten, die Art des Projekts und das Vorhandensein lokaler Fürsprecher und finanzieller Mittel. Moderne Bauten, die Elementartraditioneller Sakralarchitektur frei interpretieren, können es bei Behörden und Nachbarschaft leichter haben als eine kleine Hagia Sophia. Dennoch sind sie keine Garantie für reibungsloses Gelingen. Zweitellos haben es seit dem 11. September 2001 Moschee-Bauprojekte in Europa schwerer, da Muslime plötzlich der «falschen», unter Generalverdacht gestellten Religion angehören. Die gegenwärtige Kontroverse dürfte aber in dreissig Jahren ähnlich bizarr wirken wie heute die Erinnerung an früheren Streit um die Höhe von Kirchtürmen oder «orientalische Kuppelbauten».

Martin Baumann ist Professor für Religionswissenschaft, Andreas Tunger-Zanetti ist Forscher am Zentrum Religionsforschung, beide an der Universität Luzern.  
\* www.religionsforschung.ch/bauten.